

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1939**

32 (6.8.1939)

# Der Führer

## AM SONNTAG

Donnerstag, 6. August 1939

Folge 32 / Jahrgang 1939

# Der Weg durch die Wand

Die Erstersiegung der unmittelbaren Dachsteinsüdwand vor 30 Jahren

Von KURT MAIX

Da steht die Wand. Mehrere Kilometer lang und stellenweise fast tausend Meter hoch. Die Südwand des Dachsteins.

Zu einer Zeit, da die meisten Bergsteiger die Erstbesteigung dieser Riesennauer für Wahnsinn und Gottverächten halten, probierten schon der Aufhäuser und der Steiner Hans einen Durchstieg. Sie queren von oben über die Plattenrampe, die von der oberen Windlufe, der Scharte zwischen Dachstein und Mitterteich, in die Dachsteinsüdwand hineinsieht. Von unten klettern sie bis über das Dach, einem mächtigen Vorsprung im unteren Drittel der Wand. Dann geben die beiden die Verjuche auf. Die Wand ist doch zu schwer. Ihre Zeit ist noch nicht da.

1889 kommen der Blutjunge Wiener Draufgänger Robert Hans Schmitt und der Grazer Dr. Fritz Drach zum Berg. Ihnen gelingt in fähigem Ansturm die Erstbesteigung der Mitterteichsüdwand. Aber die Mitterteichsüdwand ist nicht die Dachsteinsüdwand.

Viele kamen, sahen die Wand, schüttelten den Kopf und gingen wieder fort.

1901. In dem Jahr muß die Dachsteinsüdwand zum erstenmal ihr Haupt zeigen. Der Wiener Guard Pichl findet mit seinen Gefährten einen Weg, die im östlichen Teil der Wand zur Dachsteinsüdwand führt. Kühn ist der Pichlweg, ein Meisterstück an Routenführung. Aber er ist noch immer nicht „die“ Dachsteinsüdwand.

Abfahrend, unmaßbar steht der mittlere Wandteil aus, der vom Dach senkrecht gegen den Gipfel leitet.

Aber da wächst in der Ramsau ein Bursche auf, stark und wild, wie eine junge Lärche. Einer der Söhne des Steiner Hans. Der Jrg. Er klettert wie eine Gams, ist schneidig bis zur Verwegenheit. Er kennt schon die Pichlrouten. Aber das genügt ihm nicht. Das Steinerblut rollt in seinen Adern, drängt und läßt ihm keine Ruhe. Der junge Jrg schaut immer wieder zu der Wand.

Einmal sind ein paar Ramsauer oben bei der Auftrahütte und helfen den Weg aus. Auch der Jrg ist dabei. Es ist Lassing. Herunter ist es schon aper. Die Schildehähne wischen bis in den hellen Tag hinein vor lauter Liebestollheit. Oben in den Bergen und Wänden liegt noch der Schnee.

Es wird gegen Mittag gewesen sein, da deutet der Jrg hinauf gegen die Dachsteinsüdwand. Knapp neben dem Gipfel löst sich Schnee los, fällt durch die steile Schlucht, die dort hinabsieht und stürzt dann wie ein langer, riesiger Wasserfall die ganze Wand entlang hinunter ins Kar. Der ganze Berg scheint zu dröhnen, so einen Lärm macht die Lawine.

„Da, schaut's“, sagt der Jrg.

„Dast lei no fahn Lahn g'sehn“, brummt ein alter Solzknicht.

„Da muas gehn!“

„Was muas gehn?“

„Da, wo die Lahn hiaz oben gangen is — da steig i amol auf!“

„Dast d'alei fad bist! Gagg, spinnert!“

Der Jrg ist aber gar kein spinnert Gagg, sondern hat seinen Plan. Den trägt er in sich, bis auch die Wände aper sind und in den Felsen kein Kröpfert Schnee mehr liegt.

Dann geht er einmal schauen. Allein.

Er klettert durch die lange Nischenreihe hinauf zum Dach und weiter über die leichten Schrofen, bis zu dem Pfeiler, der hier senkrecht emporsteht. Aber den Jrg schreckt das nicht. Bis daher ist ja schon sein Vater gekommen. Jetzt geht es ja erst an.

Durch eine Rinne, einen Nisch, über ein Wandl. Wieder ein Nisch. Wieder ein Wandl. Alles schon verflucht kleinartig und steil. Dann ist es auf einmal Schluss. Da geht es nicht mehr weiter. Hier kommt keine Klatz hinauf. Absolut glatt, absolut senkrecht ist die Wand von jetzt ab. Und der Jrg sieht seinen schönen Plan ins Wasser fallen.

Da zieht nach rechts ein Wand, ein schönes, breites. Ansehen kost nix. Ein Bissel steigt das Wand an. Gemächlich, wie der neue Auftrahüttenweg. Vielleicht dreißig Meter, geht es so dahin. Dann wird das Wand schmal und von Ueberhängen überwölbt. Man muß ja nicht immer aufrecht gehen, man kann auch kriechen.

Wald kann sich der Jrg wieder aufrichten. Jetzt ist sogar ein wunderschönes Plagerl, eine große Nische, wo

man stehen, liegen und sitzen kann. Aber hinter der Nische ist es aus. Wieder ganz glatte Wand.

Neben der Nische springt ein Felsstopp etwas aus der Wand vor. Auf den setzt sich der Jrg. Die Füße baumeln über der Tiefe und der Jrg denkt sich, daß hier ein Flug nicht recht ratsam wär. Hundert oder hundertfünfzig Meter fliegt man ganz frei, freist nicht einmal die Wand. Dann schlägt man zum erstenmal im Schuttkessel rechts vom Dach auf und dann geht es wieder so ein paar hundert Meter senkrecht bis ins Kar. Ja, Luftig ist es schon hier auf dem Köpfl.

Aber den Jrg interessiert es mehr, wie es hinaufgeht. Wenn er sich ganz weit hinausbeugt, sieht er, daß die glatte Wand nach der Nische nur ganz kurz ist und daß sich dann das Wand wieder fortsetzt. Und ein Stück weiter zieht so etwas wie ein Nisch hinauf. Man kann es nicht genau sehen. Wenn man über die Stelle drüber käme . . . Vielleicht? Aber allein? — Jetzt schaut sich der Jrg doch noch einmal an, wie ganz es hinuntergeht und dann denkt er sich: Weiter net. Er lebt gern, der Jrg.

Am Nachmittag wandert er wieder zurück zur Auftrahütte. Nicht ganz hoffnungslos.

Einige Wochen später ist der Jrg oben auf dem Dachsteingipfel. Diesmal ist sein Bruder, der Franz, mit. Der Franz ist älter, schon Mitte der zwanzig, bedächtigt und hat vielleicht noch mehr Kraft als der Jrg. Die beiden wollen heute von oben her die Wand anschauen. Durch die Schlucht, wo damals im Lassing die Lahn hinuntergegangen ist.

Zuerst geht es leicht. Unangeseilt und gleichzeitig steigen sie ab. Dann fängt die Kletterei an. Nicht leicht, aber doch nicht zu schwer. Immer tiefer kommen sie. Jetzt ist unter ihnen ein mächtiger Ueberhang. Am Seil lassen sie sich hinunter auf ein schönes Schutzplätzchen. Der Jrg schaut sich den Ueberhang von unten an.

„I moan, da femm' ma so wiada auffi.“

Es ist früh am Vormittag. Da braucht man noch nicht umzubringen. So arbeiten sich die beiden weiter hinauf in die unheimlich ausgelegte Wand. Ein enger Kamin. Ein Nisch. Dann stehen sie wieder auf einem schönen Wand. Etwas weiter rechts ist es über einen Meter breit. Und an der Stelle rieselt Wasser über den Felsen.

„Bei der Duell'n bleiben wir.“

Sie sind mächtig durstig und das Wasser schmeckt fählich.

„Du, i moan, da gang's auffa“, deutet der Steiner Franz auf eine Reihe von Nischen, die unter ihnen hinabsieht.

„Bei kanns a neama sein bis zu dem Wandl, daß i a'razt g'unden han“, meint der Jrg.

Die Nische unter ihnen schauen schiach aus. Aber gemächlich hat das andere auch nicht ausgesehen und ist doch gegangen.

„D die Stell beim Wand wohl a'machen is?“

„Die muas gehn. Und nacha gib's a Steinerrount“, lacht der Jrg.

Sie hatten für heute genug gesehen. Vom Wand mit der „Duelle“ stiegen Georg und Franz Steiner wieder zurück, empor zum Gipfel. Leicht war er nicht, der Weg. Aber keine der Stellen über die sie sich beim Abstieg am Seil hinabgelassen hatten, war unbedenklich. Auch der Ueberhang unter der Schlucht nicht.

In den nächsten Tagen wollen sie wiederkommen, um die Wand von unten her zu durchsteigen. Aber da kam immer etwas dazwischen. Führungen, die man nicht auslassen konnte. Oder Arbeit. Der Sommer zeigte sich dem Ende zu. Mitte September fiel gar Schnee auf den Bergen.

Aber dann stieg nochmals die Sonne, pustete den Schnee von den Felsen, sog das Wasser auf. 22. September 1909.

Es war noch stockdunkle Nacht, als Georg und Franz Steiner von der Auftrahütte weggingen. Die Wirtin war schon auf und zu ihr sagte Franz zum Abschied: „Bal ma droben sein bei dem Wand mit der Duell'n, nacha bind ma auf an Stinglstecken a Schneuztügel, daß d'es sehen kannst.“

In der ersten Dämmerung sehen die beiden Steinerhüben vor der Nischenwand. Sogar diese Menschen, die mit den Bergen vertraut sind, wie nur wenige, fühlen Ehrfurcht und leise Scheu vor dem großen Wagnis, das vor ihnen liegt. Da fangt der Jrg mit seiner weichen Baritonstimme an:



Aufnahme: Erich Balg

„Holla — reet — reet . . .“

Der Tenor des Franz fällt ein. Und dann klingt in den klaren Bergmorgen ein zweistimmiger Jodler hinaus. Melodisch, klingend, weisevoll. Kein Uebermut liegt drinnen, sondern feierlicher Ernst. Der Jodler steigt empor zur Wand, zum Gipfel, der schon einen hellen Schimmer hat. Zwei erdbeverwürgelte Bergmenschen verzichten so ihr Gebet vor dem Kampf.

Das letzte Echo des Jodlers ist verklungen. Dann legt der Jrg den Kopf leicht zurück.

Ein gellender Juchzer.

Das war nicht mehr Gebet. Das war Kampfanlage. Ein Umlaut der Kraft, der Freude an Tat und Steg.

Der Weg bis zum Wand war den beiden Spiel. Der Fuß der Wand lag noch im Schatten, als Jrg und Franz in der Nische vor der Wandunterbrechung standen. Sie kannten keine modernen Hilfsmittel, die dem Kletterer von heute zur Verfügung stehen, hatten nicht Haken und Hammer bei sich. Nur die eigene Kraft und das Seil.

Und — fast hätte ich es vergessen — das war noch der „Stinglstecken“, ein über zwei Meter langer Bergstock, den Jrg und Franz mitgenommen hatten, als Fahnenstange für die „Schneuztügel“, sobald sie die „Duelle“ erreicht hätten. Dieser Stinglstecken sollte mitwirken bei der Erstbesteigung der unmittelbaren Dachsteinsüdwand.

Der Jrg hat sich an das eine Ende des Seiles gebunden. Franz gibt ihm einige Meter Spielraum und bindet dann das Tau an dem vorstehenden Felsstopp fest. Er steht aufrecht vierhundert Meter über dem Schuttar auf dem kleinen Felsvorsprung, in der Hand den „Stinglstecken“. Franz Steiner steht da, maßig und wuchtig, selbst wie ein Stück Fels.

„Alsdann, Jrg, kannst es angehen. Wanns di a'weit wegdrückt, hab i di mit dem Stecken zan Felsen zuawi.“ Der Jrg geht's an.

Die linke Hand umklammert einen guten Griff. Der rechte Fuß ertastet irgend etwas, worauf man zwar nicht stehen kann, wo aber doch die große Zehe etwas Halt findet. Die rechte Hand sucht. Griff ist keiner da, aber ein kleines Loch, in dem zwei Fingerpitzen Platz finden. Das genügt. Der linke Fuß wechselt mit dem rechten Trit. Dort, wo die rechte Hand war, kommt die linke hin. Die rechte tastet weiter. Ein Körper dehnt sich, daß die Gelenke schmerzen.

Da spürt der Jrg einen leichten Ruck am Rücken. Der Stinglstecken.

„Is net not, Franz, i femm au so drüber“, schreibt der Jrg. Denn in dem Augenblick hat seine rechte Hand einen Griff ertastet, der ihn zu dem Steg über die böse Stelle verhilft.

Risse. Kamine. Steil, senkrecht. Ueberhangend, kraftraubend. Aber es ist nicht leicht, den Steinerhüben die Kraft zu rauben.

Es wird etwa halb zehn Uhr vormittags gewesen sein. Da schreit einer drunten auf der Auftrahütte, der nicht das Fernglas von den Augen ließ:

„I fah die Schneuztügel!“

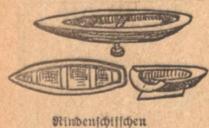
Dröben bei der „Duelle“ hingen an einem Stinglstecken zwei Taschentücher als Siegeszeichen.

Es war knapp nach zehn Uhr, als Georg und Franz Steiner nach der ersten Besteigung der unmittelbaren, 800 Meter hohen Dachsteinsüdwand den Gipfel betraten. Vor nunmehr rund 30 Jahren.

# Stadtkinder lernen von Dorfsjungen

„Ja, wenn die gute Mutter Natur nicht wäre. In jeder Jahreszeit befehrt sie den Kindern neu von ihrem Reichtum und Ueberfluß die herrlichsten Spielbänge. Von diesen will ich euch erzählen. Gebt gut acht, ihr Stadtkinder, heute könnt ihr etwas von den Dorfskindern lernen.“

Sommer ist es. Die Jungen rücken hinter dem Acker am Waldrand im niedrigen Getreide ein Lager ein. Sie streichen das Getreide, um die Fährten der Tiere zu löschen. Sie legen im Weidestrauß, und laufen auf die Stimmen, die die Luft erfüllen. Sie gehen Entdeckungen machen. Eine Gruppe von 10 Jungen bahnt sich einen Weg durch den Wald. Heinz, der Anführer, ist ein tüchtiger, kluger Kerl. Ein Bach mit schnellfließendem Wasser hemmt den Weg der kleinen Schar. Mit fröhlichen Rufen prüft von der anderen Seite eine andere Gruppe Jungen heran. Alle sind müde vom „Mennen“ und lagern sich am Ufer des kühlen, munteren Bächleins und schauen zu, wie Tannenrinden genau wie kleine Boote durch das Wasser schwimmen. Heinz hat einen herrlichen Einfall. „Wir wollen eine Sechslacht machen“, sagt er und die anderen schreien laut: „Hurra!“



Mindestschiffchen

„Dadurch bekommt es den nötigen Tiefgang“, sagt er schelmisch. Nun ja, er muß es wissen. Sein Vater ist Kapitän. Darum weiß er auch, daß das Schiffchen ein „Schwert“ haben muß, das für leichte und ruhige Fahrt sorgt. Er schnidet mit dem Taschenmesser eine kleine Fuge in der Längsrichtung des Bootes und stemmt ein schmales Holzstückchen hinein. Es sieht wie fisch und fährt das fertige Schiffchen den Bach hinunter. Selbst Größe und Seegestalt sind darunter. Und nun erwaht die Kampflust in ihnen.

Die Flotten der beiden Gruppen find ungefähr gleich groß, und so werden auf beiden Seiten die Vorbereitungen für eine Sechslacht getroffen. Die eine Gruppe mit ihrem Anführer Heinz gräbt tiefe Buchten in das Ufer, die sich schnell mit Wasser füllen. Von hier aus bauen sie lange Wasserarme, die sie als Schleife wege benutzen wollen, um den unsichtbar gewordenen Feind zu überraschen. Das muß sehr eilig gehen, damit der Feind es nicht merkt. Brücken, Berge und Dünen werden gebaut. Den breitesten Wasserarm nennen sie Mißgeschick. In ihm fließt das Wasser in rasendem Lauf einen hohen Berg hinunter. Der Wasserfall mündet wieder in dem Bach, und zwar nur eine kleine Strecke von der Stelle entfernt, wo die feindliche Flotte verborgen liegt. Die Stelle bekommt den Namen „Die Hölle“. Mit Steinen treiben die Jungen die Schiffe zum Wasserfall. Ritsch, Ratsch geht es nun den Wasserfall hinunter und mit viel Lärm und Siegesgeschrei dem Feind in die ungeschützte Planke. Der zieht rote und blaue Papiertücher in die Höhe zum Zeichen, daß er handhaft untergeht.

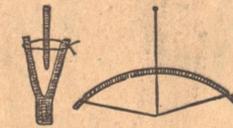


Wasserrad

zwei dünne Stäbchen, welche er an beiden Enden einferbt, um hier vier gleich große Stücke von Scherenschnittblättern zu befestigen. Das sind die Scherenschnitte der Mühle. Wenn ihr nun zwei möglichst gleiche Gabelhölzer aus der Hede schnidet, so können sie als Stütze dienen. Man pflanzt sie in die Erde und nun kann das Triebwerk in Bewegung gesetzt werden“, sagt der Dehm, indem er ihnen die Achse zum weiteren Ausprobieren übergibt.

„Ja, das ist nun etwas für die Jungen. Der Dehm ist aber auch ein feiner Kerl! Immer weiß er neue Dinge, die man unbedingt versuchen muß. Da ist zum Beispiel das kleine Windrad aus einem Strohhalm. Da ist der Springfrosch oder die Pechströde, die so großartig „huppen“ kann, man macht sie aus der Abgabel eines hart federnden Holztes. Die beiden Zweige sind etwa 12 Zentimeter lang und ungefähr so dick wie ein Finger. Man fertigt nun die beiden Zweige leicht ein und zieht um die Kerben einen starken Bindfaden. Der Knoten muß sich außerhalb befinden. Dann nimmt man ein gerades Stäbchen, das zwei Finger breit länger ist als die Zweige, und schiebt es zwischen die Bindfäden und dreht es einige Male herum, dadurch werden die beiden

Windfäden straff gespannt und das Stäbchen will mit Gewalt in seine alte Lage zurückspringen.



Pechströde und Fingbogen

Das was tut jetzt der Dehm? Er klebt unten auf die Gabel ein wenig Schusterpech und drückt das Ende des Strohhalmes fest auf, so daß es in dem Pech festbleibt. Dann legt er das Strohhalm auf ein Brett, so daß das Strohhalm auf unterer Seite, auf dem Fußboden; das Strohhalm reißt sich nach kurzer Zeit aus dem Pech los und die Pechströde macht einen herrlichen Luftsprung. Hingegen laufen die Jungen den Erklärungen des weisen Dehm. Nicht lange, und man ist bei neuen herrlichen Dingen, die eines jeden Jungen Verstand mit Freude erfüllen. Wer von euch kennt den Fingbogen aus der Papierschande mit dem Pfeil aus dem Stumpfen? Luise Heinemann.

## Richtige Erziehung formt das Kind

# Wur fort Olmyst vom Isnoozann Mann?

Ich gehe mit Bekannten spazieren. Der kleine Junge ist ungezogen. Da keine Ermahnungen helfen, droht ihm seine Mutter: „So, dort steht ein Schußmann, dem sage ich es jetzt, damit er dich mitnimmt!“ Innerlich drückt er sich an dem Schußmann vorbei, zu dem aber die Mutter natürlich kein Wort sagt. Nach einigen Schritten meint der kleine Junge triumphierend: „Du hast ja doch nichts gesagt!“ Und gleich darauf ist er ungezogen denn je, seine Mutter wird nicht mehr fertig mit ihm. Es ist ihr nicht klar, daß sie hier nicht nur eine pädagogische Ungeschicklichkeit sondern einen grundlegenden und verhängnisvollen Fehler begangen hat. Kinder sind nicht dumm. Sie sind sogar sehr aufmerksam und sehr kritisch. Leere Drohungen erkennen sie sehr rasch als solche und lassen sich nicht durch sie imponieren. Aber mehr als das, sie erkennen die Hilflosigkeit des Erziehers, der zu so ungeschickten Mitteln greifen muß, sehr rasch und anerkennen alsbald seine Autorität für das Kind, so daß der Erzieher nicht mehr ernstlich, seine Erziehung ist dann höchstens noch Drill. Dazu kommt, daß eine leere Drohung immer eine Unwahrheit in sich birgt, die das Kind auch sehr rasch erkennt. Unbedingte Wahrhaftigkeit dem Kind gegenüber ist aber dringend erforderlich, wenn das Kind Vertrauen zum Erzieher haben soll.

Angst vor Strafen in dem Kind fest, die es oft noch als Schülchen nicht überwinden hat. Warum aber wollen wir mehr Angst und Rote in ein Kindergemüt tragen, als unbedingt nötig ist? Ein Kind kann sowieso viel mehr Angst mit sich herumtragen, als es nie äußert, als wir Erziehern aus nur ahnen. Ein fantasiereiches Kind stellt sich außerdem dem „schwarzen Mann“ oder ähnliches, das für uns Erwachsene nur ein Wort aber keine Vorstellung ist, sofort plastisch vor und schlägt sich mit dieser Vorstellung herum. All diese Dinge sind lebendig in einem Kind, es ist denn daß es sich um ein außergewöhnlich nüchternes Kind handelt. Die Folge kann sein, daß das Kind überhaupt fürchtbar wird, sich z. B. im Dunkeln fürchtet oder ähnliches mehr. Ich kenne ein Kind, das lieber nachts das Bett einnähte und die Strafe dafür auf sich nahm, als im Dunkeln aus dem Bett zu steigen. Schuld daran war der „schwarze Mann“, mit dem es als Kleinkind geschreckt worden war.

Wie ärmlich ist eine Erziehung, die sich dauernd Drohungen bedienen muß! Das Kind soll nicht durch Schrecken erzogen werden und aus Angst folgen, sondern durch Vertrauen und Anerkennung der edlen Autorität seines Erziehers. Wenn es wirklich einmal nötig erscheint zu drohen, so muß die Drohung immer so sein, daß sie auch wahr gemacht werden kann, und sie soll auch im Falle des Versagens des Kindes wahr gemacht werden. Unrechtes, fröhliches, frisches, anerkennendes Verhalten wollen wir erziehen und keine ängstlichen Dudmäuler und hinterhältige Kriecher. M. P. Fischer.

# Tomaten sind gesund!

„Am Morgen, wenn die Hähne krähen, gleichfalls zum Mittagbrot, des Abends vor'm Zubettgehen, Tomaten frisch und rot.“

Die Tomate, wegen ihrer leuchtend roten Farbe auch Liebesapfel genannt, stammt aus Südamerika. Es dauerte in Deutschland sehr lange, bis die Tomate sich durchsetzte. Doch wird sie heute in großen Mengen angebaut und ist zur Erntezeit ein reiches Volksnahrungsmittel geworden.

Der Hauptnährwert liegt in ihrem hohen Vitamin-Gehalt. Sie enthält Vitamin A und B wie die grünen Gemüse. Beim Hochgenuss kommt das so wichtige Vitamin C zur Geltung.

Nach Genuss ist die Tomate erfrischend und durstlösend durch ihren hohen Wassergehalt. Als Salat zubereitet ist sie besonders beliebt und regt schon durch die frische rote Farbe mit anderen grünen Salaten zusammen angetanzt sehr den Appetit an. Als Zusatz zu Linsen, Koch- und Schmorgerichten erhöht sie die Schmackhaftigkeit. Sie eignet sich in jeder Weise, einfache Gerichte geschmacklich zu verbessern und durch ihren Gehalt an Mineralstoffen und Vitaminen zu bereichern.

Ein buntes Mischel von Speisen kann man aus Tomaten bereiten. Jede Suppe schmeckt schon ganz anders, wenn Tomaten mitgekocht wurden, ein feines Glanzlicht kann man sich ohne Tomaten gar nicht denken. Tomaten- und Gurkensalaten passen in Gelbrot und Farbe ausgezeichnet aufeinander, ebenso gut Kartoffeln und Tomaten. Auch mit verschiedenen Füllungen richtet man die Tomaten gerne für die Hochzeiten, mit Fleisch, Fisch- oder Gemüsesalat, angefüllt mit Quarkmayonnaise. Auch mit warmer Käsefüllung oder in der Pilzzeit mit Pilzgemische schmecken sie sehr lecker.

In der Haupterntezeit können natürlich nicht alle Früchte verbraucht werden. Deshalb ist das Einmachen der Tomaten sehr wichtig.

Einige Rezepte für die Einmachzeit fügen wir bei:

## Ganz reife Tomaten in Gläsern

Gleichmäßig große, reife und feste Tomaten werden sauber gewaschen, von der gelben Seite am Stielansatz befreit und mit geschärften Messern in zwei Hälften geschnitten. Die Hälften werden in Salzwasser eingeweicht und mit einem feinen Sieb abgeseigt. Man rechnet etwa 10 Gramm Salz auf ein Liter Wasser. Man kocht sie 20 Minuten auf 80 Grad. Die Tomaten müssen aber langsam erhitzen werden, da sie leicht nach oben steigen oder platzen.

## Grüne Tomaten süß-sauer

2 Pfund nicht zu große Tomaten abreiben, 1/2 Liter mittem Weinessig mit 1 Pfund Zucker lütern, Tomaten vorsichtig darin weichtochen, so daß man mit einem Holzgabel hineinstechen kann. Dann werden sie in eine Schüssel gegeben, nach 24 Stunden die Brühe abgießen, und mit 200 g Zucker und 100 g Essig in einem feinen Sieb eingeseigt. Tomaten geben, zubereiten und 14 Tage stehen lassen. Prüfen nochmals aufsteigen und heiß über die Tomaten gießen, abgießen und kühl abkühlen.

# Die Schönheit badischer Trachten

Legt und Scherenschnitte von Anne Maria Kern

Für uns Städter heißt es immer ein eigener Reiz in Trachtenstädtern zu häutern. Es liegt eine Welt vor uns, die wir ihrer Bekanntheit wegen achten, deren Eigenheit wir nicht ganz verstehen und deren Schönheit wir doch immer bewundern. Das ist die Schönheit, die geprägt wurde aus lebendigem

oder das des Nachbarn mit seinem schützenden Dach. Die heimatischen Abendglöckchen schwingen leise über Dorf und Felder, und man hat nun ein Recht, zur Ruhe zu gehen. Dies ist die Bekanntheit, die wir achten und die Freude gibt.

Die Eigenheit liegt im Menschen. Doch wir sie nicht ganz verstehen, ist kein Mangel. Die Achtung davor hilft uns aber hineinzuwachen und zu fühlen, daß hier die Menschen sich aus ihrer Art heraus geben und leben und wirken und ihr Sein ausfüllen aus einem Herzen voll Ruhe und stetigem Glauben.

Nun bleibt noch die Schönheit. Was schön ist, ist letztlich nie unstritten. Es spricht zu uns und ist da, es fällt nicht auf, aber es geht



Mädchen aus dem Aargau



Gutscherin

Gefäß für das Mögliche, und dieses Mögliche ist erlebt und gehört aus Natur und Landschaft. Deshalb trägt auch jede Gegend ihre eigene Tracht. Sie wird getragen gewissermaßen als Sinnbild.

Aber dieses Sinnbild ist schon wieder herausgehoben aus dem Alltag, und eine Würde wurde hineingelegt, die das Kleid zum Feiertagskleid erhob. Wer seine Wälder und Wiesen, die Berge und jedes Gewässer kennt, wer weiß, daß das Jahr seinen eigenen Gesetzen folgt, und wer den Himmel mit seinen Zeichen versteht, der wundert sich nicht, als daß er Wert auf wechselnde Neugierlichkeiten legen kann. Dem gehört eine Welt, die erarbeitet und bebaut werden muß, kein Tagewerk beginnt früh und ist ausgefüllt bis in die Nacht hinein. Und nichts lodt am Abend, nur das eigene Heim



Märzkrämerin

immer wieder zu bewundern, aus welcher ausgeglichener oder eingetragener Schönheit sie bestehen. Daraus spricht die schöpferische und künstlerische Seele eines Volkes, die viele gangbare Wege gefunden hat, um zur nützlichen Kleidung die dazugehörige Schönheit zu finden.



Mädchen aus dem Mühlbachthal in Festtagsstracht



Obertalberlin mit Bandhaube

So schlichte Formen bestehen, kamen oft leuchtende Farben dazu, oder die ruhige Farbe paßte sich reinen Mustern und Ornamenten an. Ob weicher Samt oder schweres Tuch verarbeitet wird, ob goldene Fäden leuchten, Spitzen oder bunte Perlen zieren, immer ist und bleibt es eine Einheit, die verwurzelt erscheint.

Und diese Verwurzelung ist der letzte Gedanke. Wer oder was bestehen will, braucht eine Verwurzelung, ohne die wir schwanken werden. Darin ist und bleibt gerade die Volksverwurzelung eine Lebensfrage, die entscheidend ist.

Wenn hier eine Auswahl badischer Frauenstrachten in Scherenschnitten gezeigt wird, so möchten diese Trachten einmal in ihrer fast unpersonlichen Darstellungswiese von sich selbst reden, auch nicht durch Farben ablesen sondern nur Formen zeigen in ihrer schlichten Schönheit, aus denen das Wesentliche ihrer Eigenart herausleuchtet.



Hochzeitstracht mit Kleinfächel aus St. Georgen



Bauerin aus dem Harmsbachthal mit Dentschnuge



Sanauerin

# Das Ferienbuch

Ferien, die erfahrene Kinderseligkeit, bestehen nicht nur aus sonnigen Tagen, an denen sich Wandertag, Badefreuden und hundert frohe Spiele zu einem herrlichen Ereignis vereinen. Ferien haben auch mehr oder weniger Regentage und sogar zwischenmenschliche Stunden, wo die Kinder nicht wissen, was sie gerade anfangen sollen. In solchen Tagen und Stunden entsteht unser Ferienbuch. Jedes Jahr, in jeden Ferien ein neues! Mal fällt es dünn aus (Inhaltsreich kann es trotzdem sein), mal schwollt es ganz dick an — nämlich dann, wenn Vater und Sohn im Photografiestudio weiterlernen und Mutter Zeit findet, ein paar Landschaftsfotografien mit Klebstift oder Buntstiften beizufestigen. Kein Wunder, wenn dann die jüngeren Kinder auch vom Hefen genadelt werden, das Ferienbuch mit zu bebildern! Das Besondere (nicht nach Erwachsenenmanier, sondern nach Kinderart am besten, am eigensten) wird dann ausgemacht, etwa die liebevolle Zeichnung des Geburtstagskuchens — Neßbüchlein hat nämlich mitten in den Ferien Geburtstag — oder die lustige Skizze, wie die großen Brüder Puzelbäume schlugen.

Das alles gehört nämlich mit ins Ferienbuch und hilft uns später daran erinnern, wie verknüpft wir waren und wieder. Selbsterlebtes muß das auch in Worten festgehalten werden und dann sind eben die Regentage recht. Mal schreibt eines von den größeren Kindern, mal Vater oder Mutter. Es muß gar nicht pedantisch zugehen dabei. So umgeben wir wie das ganze Buch entsteht — auf lauter einzelnen, gleichartigen Blättern, die zum Schluß selbst zusammengebunden werden — so frei und froh darf man hier schreiben, wie man etwas erlebt hat.

Jeden Sommer sieht das Ferienbuch anders aus, denn jedes Jahr treten neue Liebhaberinnen der Kinder auf. Und wenn eines allein verweilt ist und seine Ferienerlebnisse nur dreifach berichten kann, so kommen seine Briefe — oder Teile daraus — in das Ferienbuch. So ist doch die ganze Familie beisammen und das Ferienbuch ist, was es sein soll, ein Familienbuch, eine spätere Fundquelle schöner Erinnerungen für alle.

# Sommerliche Brotaufstriche aus Quark

- Tomatenquark:** Quark durchrühren und mit etwas Milch verrühren, 2 Eßl. Tomatenmark darunterrühren, wenig Salz zugeben oder mit Milch anrühren. Quark auf Brote aufstreichen, mit Tomatenkernen belegen und mit Schnittlauch bestreuen.
- Kräuterquark:** Reichlich gehackte Küchenkräuter, wie Schnittlauch, Petersilie, Dill und Boretsch daruntergeben.
- Nettichquark:** Gereibene Nettiche untermischen oder dünne Nettichscheiben auf das Quarkbrot auflegen.
- Sardellenquark:** Sardellen gut waschen und putzen, fein wiegen und unter den Quark geben oder streifenartig auf die fertigen Quarkbrote auflegen.
- Gurkenquark:** Frische Gurkenscheiben auflegen, mit reichlich gehackter Petersilie bestreuen.
- Von diesen verschiedenen Aufstrichen kann man sehr schöne, bunte Platten richten, indem man die Brote nett zusammenstellt. Am besten verwendet man Vollkorn- oder Knädelbrot.**
- Nett und auch Quarkfugeln, an Stelle der Butterfugeln zu Käseplatten.**
- Und zum Nachtisch:** Quark mit Früchten Gut abgetropften Quark streicht man durch ein Sieb, verdammt mit etwas Milch und schlägt ihn mit dem Schneebesen solange schaumig, bis er wie Schlagsahne aussieht. Nun gibt man nach Geschmack Zucker zu, eventuell einige Tropfen Zitronensaft. Man gibt nun abwechselnd in eine Glaschale eine Lage Quark, eine Lage Früchte und als letzte Lage Quark. Mit einem Teil der Früchte kann man oben auf sehr nett garnieren.
- Deutsches Frauenwerk** Abt. Volkswirtschafts- Hauswirtschaft

# Zwanzigtausend besiegen die Wüste



Italien baut . . .  
Blick auf Neubauten der Siedlung „Crispi“ bei Misurata, im Hintergrund der Sport- und Festplatz

Schon vor mehr als 2000 Jahren war der Küstengürtel des heutigen Libyen eine der fruchtbarsten Provinzen des römischen Imperiums. In einer Breite von ca. 40 Kilometer findet man heute noch überall Wasseranlagen, Gräber und Bauten der alten Römer, und an der Küste die Ausgrabungen der großen Städte der griechisch-römischen Epoche. Sabratha und Leptis Magna in Tripolitania, Cyrene und Apollonia in der Cyrenaica sind unerlöschliche Fundgruben der herrlichsten Kunstgegenstände und Baudenkmäler aus vieltausendjähriger Vergangenheit. Mit dem Verfall des alten römischen Imperiums verließen auch die Städte an der afrikanischen Küste, der Boden verdorrte, das Wasser versiegte, und unbewohnbares Wüstenland breitete sich aus vom Mittelmeer bis zur Sahara.

Als der Duce nach dem Weltkriege das italienische Volk zu neuer Blüte führte, begann auch langsam wieder eine stärkere Kolonisationsarbeit in den libyschen Provinzen, die seit dem Jahre 1912 zu Italien gehörten. Nachdem die ausländischen Eingeborenen in langjährigem Kampfe besiegt waren, kamen die ersten Siedler und leiteten, getragen von dem Schwunge und der Arbeitskraft des Faschismus, eine neue Ära der Kolonisation ein. Die gewaltigste Tat aber der Kolonialgeschichte aller Zeiten war der große Zug der Zwanzigtausend im Oktober 1938. Tausende von erprobten, fähigen Bauernfamilien verließen Italien, dem genialen Plane des Duce folgend, um sich in Libyen eine neue Heimat zu erwerben.

Ausgesuchtes Menschenmaterial — zäh, energisch und pflichtbewußt, alte treue Kämpfer des Faschismus sind es, die heute als Kulturpioniere auf afrikanischer Erde leben. Und ihr Leben ist nicht leicht! Das Land ist unermesslich weit und öde, jeder Acker, jeder Baum muß schwer erworben werden. Niedrige Sanddünen liegen über dem fruchtbaren Boden — und zuerst muß einmal der feine, gelbe Sand für immer festgelegt werden. Mit unermüdlichem Fleiß pflanzen sie nun kleine, harte Gewächse an, die das stäubende Sandmeer zum Gassen zwingen. In den Mulden und am Rande der Dünen beginnt man, das Land urbar zu machen. Weite Flächen sind es schon, die heute in Tripolitania und der Cyrenaica grün und fruchtbar vor der Ernte stehen. Denn diese Erde, seit Jahrtausenden brach gelegen, ist unverbraucht und dankbar, sie gibt Getreide und Wein, Oliven und süßliche Früchte aller Art in ungeahntem Ausmaße.

Das größte Problem der Westsiedlung war in diesem Wüstenlande natürlich die Bewässerung. Die besten Ingenieure Italiens wurden angeleitet, um diese lebenswichtige Frage zu lösen. Und sie haben sie gelöst! Hunderte von Brunnen wurden erschöpft, artesisches Wasser, wie z. B. bei der neuen Siedlung „Crispi“, schickten empor — und überall, wo das „Gold Libyens“, das Wasser, gefunden wurde, vollzieht sich eine langsame aber völlige Umgestaltung der afrikanischen Erde.

Gelb und öde lag das Land südlich von Misurata in Tripolitania noch bis zum vorigen Jahre. Dann wurden die artesischen Wasser entdeckt, 400 Meter unter der Erdoberfläche, die 100 Liter Wasser pro Sekunde liefern können! Von diesem Moment an begann auch hier die große Wandlung! Heute, knapp ein Jahr später, durchziehen breite Autostraßen fruchtbares Land. Überall in der Ebene erheben sich die sanfteren, weißen Häuschen der Siedler, neue Dörfer entstanden, „Crispi“ und „Giuda“ sind die Heimat vieler Familien des Juges der Zwanzigtausend geworden.

Östlich von Tripolis liegen die neuen Siedlungszentren „Olivei“ und „Michele Bianchi“, noch vor kurzem einsamer Wüstenboden, heute aufblühend und



Das Denkmal des Duce mit dem Schwert des Islam vor dem Regierungsgebäude in Tripolis



Beda Littoria, eins der Siedlungsdörfer in der Cyrenaica  
Blick auf den Hauptplatz mit Post und Schule. Die Dörfer sind alle nach dem gleichen System gebaut: ein großer Platz, um den herum die Haupt- und Amtsgebäude liegen, schöne Straßen, einzelne Villen und, verstreut in der Umgebung, die kleinen, weißen Häuser der Kolonisten.  
Aufnahmen: Ilse Steinhoff (4)

fruchtbar durch die vielen tausend Bauern, die dem Rufe des Duce folgten. Jedes neue Dorf wird nach dem gleichen Prinzip erbaut. In der Mitte des zu bearbeitenden Landgebietes steht das Dorf: ein großer Platz umgeben von Amtsgebäuden, Kirche, Schule, Haus des Fascho und Konsumverein. Weit verstreut in der Umgebung wohnen die Bauern auf ihrer neuen Erde, die ihnen, bei fleißiger Arbeit, in wenigen Jahren gehören wird. Jeder besitzt sein eigenes Häuschen mit 3-4 Zimmern, Duschanlagen, Stall, Scheune und Brunnen, Ackergerät und gutem Viehbestand. Sie, die feinerlei materielle Mittel zu geben hatten, werden einmal eigene Grundbesitzer werden!

Neben den Siedlungen der Regierung gibt es aber auch eine große Anzahl privater „Konzessionen“. Große Gesellschaften oder reiche Großkaufleute erwarben Landgebiete von der Regierung, um sie nach Anweisung und im Sinne der Regierung zu besiedeln. Auch hier erhalten die Bauern Land und Wohnstätten, Vieh und Ackergerät, nur das Land bleibt im Besitze der Konzession, die den Ertrag der Arbeit mit den Bauern teilt.

Libyen hat heute zwei große Siedlungsgebiete — die Provinz Tripolitania und die „arabische“ Cyrenaica, das Land östlich von Tripolitania, der ägyptischen Grenze zu. Die meisten neuen Siedlungen sind hier, auf der fruchtbaren Hochfläche (bis zu 800 Meter hoch) entstanden. Heute schon ist die Gegend um Barca, 100 Kilometer von Tripolis entfernt, eine der reichsten Kornkammern des Imperiums. Allein im vergangenen Herbst wurden zahlreiche neue Dörfer gebaut und die schon bestehenden um fast das Doppelte vergrößert.

Neben den Ruinen des römischen Altertums blüht neues Leben. Von Jahr zu Jahr wird der Wüste neuer Boden abgerungen, schon in diesem Frühjahr konnten 100 000 Doppelzentner Weizen aus Libyen nach Italien verfrachtet werden.

Und wieder werden im kommenden Oktober Zwanzigtausend neue Siedler italienische Häfen verlassen — wieder werden fleißige Bauern den unberührten Boden von Wüste und Steppe in hartem Kampfe besiegen! Ihre gewaltige, opferfreudige Leistung wird geboren nicht aus Eigennutz oder Abenteuerlust, sondern aus dem Vertrauen zu der Führung und Idee ihres Duce — aus der Liebe zu ihrem Volke und ihren eigenen Kindern: der kommenden Generation ein reiches Land an der afrikanischen Küste zu hinterlassen.  
Ilse Steinhoff.



Vier stramme Deerns bei der Feldarbeit in Olivei, einer der neuen Siedlungen bei Tripolis

Badische Erzähler: Richard Sexau

Doris holt den Bruder heim

Das junge Mädchen hält ihren Wagen in möglichst scharfem Gang. Sie muß doch bald am Ziel sein. Wie oft war sie, solange der Vater brühen noch die Brigade kommandierte, von ihrer babylonischen Heimatstadt in knapp vier Stunden an die Grenze gefahren. Jetzt aber fährt sie schon seit Mittags, und die Herbstnacht ist bereits hereingebrochen. Wie sollte man da aber auch vorankommen? Schon wieder knäuelte sie da vorn alles ineinander, die Menschen- und Fahrzeugschlangen, die nebeneinander nach der Front und von dort zurückfriesen. Was mag es nur zu bedeuten haben, daß die zurückstehenden Kolonnen gar nicht mehr abreißen, daß sich so viel schwere Artillerie darunter befindet und unabsehbare Massen von Infanterie.

Doris broffelt den Motor ab. Der Donner der Geschosse legt nicht mehr aus. Ueber dem Himmel zuden unablässig Blitze.

Sie aber hat keine Zeit, hier müßig zu halten. Dieter braucht sie gewiß... Und sie erträgt diese Ungewißheit auch nicht mehr länger. Was möchte sie erwarten? Mein Gott, diese Frage, sie bohrt unaufhörlich in ihr fort, seit sie das Unglückstelegramm vom Morgen erhalten hatte. Dieter's Verwundung war gewiß nicht unbedenklich. Aber da er ins Lazarett gebracht werden konnte, stand

sich gemacht werden. Für morgen 9 Uhr ist die Belagerung anberaumt. Und Sie müßten trotzdem, gleich danach von hier fortzukommen. Die Straßen sollen allein für Truppenrücktransporte frei sein.

Doris ist unauffällig dem Ausgang zugehritten, den Arzt an ihrer Seite. Schon ist sie am Steuer ihres Wagens und reißt die Hand hinaus. Ich danke Ihnen, Professor.

Das ist nicht mehr für Sie tun kann... Haben Sie Quartier für die Nacht? Ein Gruß mit der Hand und der Wagen setzt sich in Gang.

Gerührt steht der Arzt: 'Seltsames Mädchen', murmelt er, indes er sich dem Haus zuwendet. Und ich glaube, die Geschwister seien ein Herz und eine Seele.

Nach wenigen Minuten hält Doris am Friedhof, vor geschlossenen Türen. Lange muß sie läuten, bis eine mürrische Stimme aus dem Wärtterhaus nach ihrem Begehrt fragt. Sie fordert Einlaß, und zwar in so bestimmten Ton, daß der Mann sich bequemt, herabzukommen, zu öffnen und sie in die Halle zu führen. Dort reißt sich Sarg an Sarg. Kaum aber überfliegt Doris die stillen Gänge, da hat sie auch schon gefunden, was sie sucht. Ein paar Schritte und sie steht vor dem toten Bruder. Friedlich scheint er zu schlafen. Ein kindliches Lächeln spielt um seinen Mund. Die Arme stützen ihr. In der Reife würzt es sie. Sie kratzt die Nagel in die Handballen. Nicht schwach werden, jetzt, nicht schwach werden! Handeln, Handeln! Der Bruder darf nicht in die Hände der Franzosen fallen. Die Ereignisse können sich überführen. Am Ende kann die Befreiung gar nicht

mehr stattfinden. Und Dieter wird dann irgendein verscharrt. Niemand kennt mehr seine letzte Ruhestätte. Nein, das durfte nicht sein.

'Dier', wendet sie sich an den Wärtter, 'meine Dokumente. Sie sehen, daß mir von Generalkommando Genehmigung erteilt ist, den Transport durchzuführen. Der Sarg wird geschlossen.'

'Ja - aber...', der noch schlaftraumene Wärtter dreht die Papiere verlegen in den Händen.

'Es gibt hier kein Aber. Also rauh! Wir haben keine Zeit zu verlieren. Fern kann helfen, den Sarg ins Auto zu bringen.'

'Meine beiden Vögel.' 'Also werden Sie sie rauh! Beeten Sie sich!'

Dieser befehlsgewohnte Ton dudet keinen Widerstand. Der Wärtter schlurft davon.

Allein, inmitten der vielen fremden Toten, beugt sich Doris zu dem Bruder herab, nimmt seinen Kopf in beide Hände: 'Dieter... Bräderlein... Würde das sein?.. Nie, nie mehr soll ich deine Augen schauen. Deine liebe Stimme hören...'. Tränen rinnen über ihre Wangen. Eine blonde Strähne, die über seine Stirne hängt, streift sie leicht sanft und liebtvoll mit ihrer Hand Stirn und Haar.

Von draußen naßen Schritte. Doris reißt sich zusammen.

Den Deckel hilft sie vorsam auflesen, leuchtet den Männern voran. Den linken Vorderfuß nehmen wir heraus... So... Und jetzt - das Füßchen hier neben die Bremse.' Nun stand der Sarg schräg, auf die rückwärtigen Sitzpolster gestützt.



Am Brunnen Scherenschnitt von Erika Eberhardt, Karlsruhe

'Ich danke Ihnen.' Sie drückt den Männern die Hände. Der Motor springt an. Wie ein Pfeil schießt der Wagen davon. Und Doris fährt in die finstere Nacht hinaus, den toten Bruder an ihrer Seite, der Heimat zu...

Der Fluß

Aus mancherlei Quellen Der Erde, aus Himmeln, Sturzflüssen über schauernden Wänden Wächst heimlich, unheimlich in Schweigender Tiefe Der Fluß in die Zukunft - Bis er auf einmal Erschaunlich, beßürzend, Landschaften verändernd In mächtiger Gegenwart Unaufhaltbar Als Strom daherbraust.

So kommt das Schicksal.

Emanuel von Bodman

es doch wohl keineswegs hoffnungslos um ihn. Vielleicht hatte er selbst noch die Dagelege ansetzen lassen, trenn seinem Abschiedswort: Du wirst immer wissen, wie es um mich steht. Und wenn es etwas Schlimmes sein sollte, so trag es tapfer und bring es den Eltern schonend bei! Daran will sie sich halten! Möchte der Vater immerhin meinen, sie führe nur an die Front, um vor allem sich den zugelandeten Posten der Oberstweiser in einem Feldlazarett zu sichern und nur nebenbei den offenbar leicht ver wundeten Bruder zu besuchen.

Der alte Herr litt ja ohnehin genna darunter, daß er sein Leben lang leidenschaftlich Soldat, jetzt seiner hohen Jahre wegen nicht mehr mit ins Feld durfte. Ueberflügelungswort sollte er nicht noch mehr belästigt werden. Was zunächst zu tun ist, kann sie getrost allein benütigen. - Die Hartnäckigkeit, mit der sie den Eltern die drei Kofferjahre abgetrotzt hat, sie erweist sich jetzt als Segen. Denn ohnedies würde sie niemals im Dand- undrehen vom hellwertretenden Generalkommando die Papiere zur Frontfahrt und die Erlaubnis für einen Rücktransport in die Heimat erhalten haben. Wenn Dieter irgend bewegungsunfähig ist, soll er nicht in der Kamfzone liegen bleiben.

Endlich kommt wieder Bewegung in die Schlange. Doris kann die Kolonne überholen. Mit einem Mal ist sogar auf unabsehbare Strecke die rechte Straßenseite frei. Bei diesem Tempo sollte sie bleiben können. Dann dauerte es keine halbe Stunde mehr, und sie ist bei ihrem Bruderlein. Was sucht sie da nun schon wieder einer mit roter Laterne über den Weg! Hole der Heuter den Kerl! Doris bringt ihren Wagen zum Stehen. 'Was gibt es denn?' lautet sie hinaus.

'Feldgendarmerei! Ihre Papiere bitte.' Eine stehende Wundlatterne leuchtet ihr Gesicht, die Rotkreuztracht des Wundärztes.

Während Doris nach der Dokumententafel schaut, fährt sie den stämmigen Unteroffizier an: 'Dienst - dringlich, Lazarett W. - Parole Seden.'

Der Feldgendarm winnt ab: 'Fahren Sie weiter, Schwester.'

Schon tauchen die ersten Häuser der Kleinstadt auf. Trotz der späten Nachtstunde herrscht das reinste Fahrmarktstreben auf Gassen und Plätzen. Mit traumand- lerißer Sicherheit feuert Doris durch das Gewühl zum Lazarett.

Der Pförtner weiß nichts von einem Leutnant ihres Namens. Sie läßt ihn mehrere Stationen anrufen, ver- sucht sich selbst telefonisch durchzufragen. Kein Arzt, keine Schwester vermag Auskunft zu erteilen. Vielleicht sei der Verwundete bereits weiter zurücktransportiert. Man habe ja den Befehl, das Lazarett bis zum nächsten Abend zu räumen und nach S. zurück zu verlegen. Dabei die Unruhe, dies Kommen und Gehen von Boten, Schwestern, Pflegern, Verzten, dies unausgesehete Klingeln der Apparate... Doris steht einen Augenblick rat- los. Der Kopf droßt ihr vom Värm der Straßen. Alles dreht sich um sie. Da - ist das nicht der alte Vultshaupt, der eben draußen auf dem Gang vorübergehört. Sie stürzt ihm nach. 'Professor...'. Der Angeredete wendet sich um. Er erkennt sichtlich, als er Doris erkennt.

'Wissen Sie nichts von meinem Bruder?' 'Ja, hat man Ihnen nicht gesagt...? Er sucht nach Worten.

'Kein Mensch kann hier Auskunft geben... Aber' Sie entfährt sich. 'Professor...'. 'Der Lungenfluß war weiter nicht bedenklich... Doch...'

'Dieter ist...'. 'Wollen Sie sich nicht setzen...'. 'Der Professor nimmt die Rechte des jungen Mäd- chens in seine Hände und streichelt sie leise: 'Nachmittags ließ plötzlich das Herz aus. Wir gaben noch Kampf- er. Umsonst. Er schlief ein. Und noch im Einschlafen meinte er, 'Wenn ich erwache, wird Doris hier sein.'

Das junge Mädchen stand starr, verstrampft. 'Wo... hat man... ihn...'. 'Auf dem Friedhof... Ich würde Sie gern beglei- ten, muß aber in den Operationsaal. Dringende Fälle.'

Doris winnt ungeduldig ab. 'Ich kann ihn doch - mitnehmen? In die Heimat?' 'Büßig ausgelassen. Jeder dahingehende Antrag wird abgelehnt. So rasch wie möglich muß hier reiner

Kühler Sommertag. Fröh, düster. Ich bummle die Kleinstadtstraße hinauf, wo die Steigung anfängt. Es regnet dicht und fein. Schulfinder mit Tornistern. Frauen mit Marktstaschen. Wandmal sault sprühend ein Auto vorüber.

Da kommt ein Värm langsam näher von hintenher. Klappern, Paffen. Ich wende mich um: Paff paff, paff paff, es arbeitet, schnault, knallt, rasfelt, poltert die Straße herant: ein kleiner Traktor, der eine Wagen zieht, Kirmeswagen. Ich bleibe stehen; in der Kleinstadt ist alles Ereignis; meine Führe find doch schon nah; ich laufe den Zug herankommen. Auf dem Bod des Traktors sitzt ein Junge, elf- oder zwölfjährig, Pantoffeln über den abgezeichneten Strümpfen, eine abergläubige Hufe; aus den Nermeln des Rotes können die Händchen kaum her- aussehen, die auf dem Steuer des Traktors liegen; die Sportmüße ist auch zu groß und über den ganzen Hinter- kopf gezogen; der Kopf trägt ist hochgeschlagen und vorn zugekehrt. Schmal, aber rotwangig, nah und frisch das Kindergeicht mit lebhaften Augenlein. Paff paff, paff paff, ohrenbetäubend klappert und prunkt es. Angehängt an Wohnwagen. Hinter den kleinen Fenstern zerfällene Gardinen, aber zwei blühende Geranienbüsche davon. Auf den grünen Wänden steht zu lesen: 'Arena Adler', in großen Buchstaben. Es regnet unauffällig, sehr dicht, nässend, triefend von den Wänden, die an der Straße stehen und die glänzenden Reste mit zu hängen scheinen, daß das Dach des Wagens daran streift. Das paffende Ungeheuer vorn stößt gelben Rauch aus und wälzt sich schwerfällig weiter: Paff paff, paff paff. Die Wolken jagen über uns. Die Schulfinder kommen gelauert.

Angehängt an den Wohnwagen ein Wagen mit einem Käfia, der durch ein Zwischenstättler halbiert ist. In der vorderen Hälfte zwei sehr junge Vögel, nicht viel größer als große Kägen, mager; sie laufen unaufhörlich von einer Seite auf die andre, blinseln mit ihren Rinderaugen sehnsüchtig, aufmerksam, dann wieder gelangweilt; täu- schlich streifen ihre kleinen Floten gegen die rollenden, wä- p-

Neues aus dem oberrheinischen Schrifttum

IV.

'Einfuhr bei Gottfried Keller', Gedanken und Ausdrücke nennt sich ein schlanker Band, welchen (Verlag Piper, München) Helene Siegfried zufam- mengestellt und Hans Brandenburg mit einer Ein- führung versehen hat. Gottfried Keller ist die Quelle und das Kernstück der ganzen oberrheinischen Literatur und Dichtung; an diesem Manne, der sein Leben uners- chrocken und unermüdlich dem großen ganzen Leben sei- nes Staats und seiner Kunst ein- und unterordnete, scheiden sich die Geister. Gottfried Keller lieben, heißt, ihn sehr genau kennen; denn wer es nicht vermochte, sich in die Eigenart dieses begnadeten Menschen einzuleben und das dabei Erlebte auf sich wirken zu lassen, wird nie und nimmer zum Eigentümlich Gottfried Kellers vor- dringen. So konnte es auch kommen, daß man Gottfried Keller zu einem 'Humoristen' abhemelte, wobei doch immer sehr die Frage ist und bleibt, was 'Humor' denn nun in solchem Titel bedeute und vor aller Menschen- wirklichkeit sei? Das Bändchen 'Einfuhr bei Gottfried Keller' gibt sich nun rechtlich Mühe, Gedanken und Aus- sprüche Kellers, charakteristisch und gesammelt, wie sie sind, zu sammeln; also eine Art Aphorismensammlung? Ver- der, ja, leider deshalb - weil trotz manchen auf geun- denen Kellermotors und trotz der geschickten und klugen Einführung Hans Brandenburgs das Eigentümlich und Wesentliche Kellers in diesem Bändchen nicht steht und auch gar nicht stehen kann; das, was nämlich Gottfried Keller wesentlich ausmacht, ist die Atmosphäre zwischen seinen Personen und dem, was ihnen als Lebensraum vom Dichter angeblüht wurde.

Die Menschen Gottfried Kellers sind es, auf die es ankommt, die Ansprache und Weisheiten dabei sind Er- gebnis, Folgerung. - Das urtümliche Wesen sind sie nicht. Im Wechselleben all dieser kellerischen Menschen ent- stehen erst die Charaktere. Welche Gottfried Keller dann zu seinen 'Gedanken und Aussprüchen' veranlassen; das gilt für den Urriker Keller genau ebenso, und für den Briefschreiber erst recht. Herausgeberin und Einführer haben dies auch sehr wohl geahnt, leider aber haben sie daraus keine Folgen ziehen können: zwar kommt dann und wann eine 'schöne Stelle' aus den Zeiten von Seidwyla, aus dem grünen Weintrich, aus Brülen, aus dem Sanktander. Aber das ist das Entscheidende eben nicht! Sondern eine 'Auswahl' daß am Boden und zur Kunst Conrad Ferdinand Meyers, daß oben noch eher zu Gottfried Keller aber ist dazu viel zu lebensnah; ihm entsteht das Leid und die Freude an Gott und den Men-

schenden Eisenstücke. Manchmal, wenn sie einander bei ihrem Hin und Her begegnen, springt der eine über den andern, so rein aus Heiterkeit. Der eine bleibt eine Minute am Gitter stehen, schaut neugierig die Schul- finder mit ihren Tornistern an, die mitlaufen, sieht den triefenden Regen, faucht mürrisch, ungeschickt, läuft weiter. Vorne: Paff paff, paff paff. Neben den Löwen ein paar armeliche Malaienbären; das Fell verflut, stehen sie still, hieren in die graue Welt. Sie können sich kaum bewegen, so eng ist ihr Käfig, denn ein Teil ihrer Hälfte ist noch für ein kleines Tier abgeperrt durch einlaie Bret- ter und Stäbe, ein Frischchen, das still lieat und sich schlafend heilt. Die Bären haben manchmal kurze Haemede Karie aus: 'Möh, möh.' Ueber dem Käfia liegen als Regenstich einige Äste, aber sie find schon voll Wasser geworden und beginnen zu tropfen. Paff paff, paff paff. Es regnet dicht, es dröndriat alles. Arena Adler. Ein drit- ter Wagen: Gerät, Leitern, Minne, Stangen, Seile, Bret- ter. Ein kleiner Spid trottel unter dem Wagen her, schaut nicht rechts, nicht links. An den letzten Wagen an- gebunden drei Pferde, Gezirpe von Pferden. Ein Bonn, ein Araber, ein Hannover. Daneben ach ein Mann im Zweiter und seiten Hut. Er schaut nicht rechts, nicht links, wie der Spid. Von der Kirmes seines Bundes rinkt das Wasser. Möh, Paff paff, paff paff, knallt und faucht das schwere Tier vorn auf dem schlechten Pflaster. 'Arena Adler' steht auch auf dem letzten Wagen. 'Gro- ßes Nielen-Sommer-Parität'. Aufgeregt folgen die Schul- finder, die Jungen die Hände in den Hosentaschen; im- mer neben den elenden Bären her, möh, möh; und neben den mageren, sprinadenden Löwenchen. 'Möh', und die Kin- der lachen. Es regnet, regnet, regnet.

Die Straße beginnt sehr stark zu steigen. Da ge- schieht vorn ein Knall. Stille. Der Zug steht unter den Wänden der Straße im Steile. Der Mann mit dem stei- fest Hut ruft etwas und läuft nach vorn. Affenartig klet- tert der Junge vom Bod. Der Mann schimpft. Am Wohnwagen öffnet sich ein Fensterchen; eine Frau mit wirrem Haar schreit heraus. Beide schreien sie auf den

Jungen los. Die Schulfinder stehen erschaut und ge- spannt. Der Mann und der Junge arbeiten an der Wa- schine, schrauben, klopfen. Die Bären jammern 'Möh'. Die Löwen sind hehengelieben, ängeln neugierig, fau- chen ungeduldig, wenn ihnen vom Saat ein Tropfen auf die Nase fällt. Das Mädchen ist aufgefunden, schaut mit spitzer Schnauze heraus. Es regnet; die Frau schimpft, der Mann flucht. Der Araber schimmel frecht den Hals, holt sich Blätter vom Baum. Die Schulfinder stehen im Halbkreis. Da laufen Mann und Junge hinter den Wohnwagen, foppen dort ab, lösen die Tanne. Der Mann klettert vorne auf den Bod. Wahrhaftig, es geht. Der Traktor fährt los mit dem Wohnwagen. Der Junge allein bleibt bei den anderen Wagen und den Tieren. Die Schulfinder stehen respektvoll um ihn; er nimmt die Mühe ab, wringt sie aus und setzt sie wieder auf, schaut vernünftig um sich, ruft mit einem hellen, starken Stim- men: 'Deute nachmittag 4 Uhr große Galavorstellung!' Die Kinder mit den Tornistern schauen ihn an. Die Kö- wnen beginnen wieder übereinander zu springen. Das Frischchen legt sich hin. Der Schimmel frecht Blätter. Die Bären: 'Möh'. Vorn fährt der Traktor mit dem Wohn- wagen: Paff paff, paff paff! Deute nachmittag 4 Uhr große Galavorstellung!

Ein kleiner Schabernack Der Herr von der Direktion Von Erich Grisar

Der alte Herr Salenau war sehr betrübt, als er lech- tin nach Baden herunterfuhr und seinen anderen Platz bekommen konnte als in einem Nichtraucherhotel. Dabei brachten ihm die ledernen Praxistagarten in der Tasche. Das heißt, sie brannten noch nicht, aber Salenau hätte gern gehabt, wenn sie gebraunt hätten. Aber da sah noch ein anderer Herr im Abteil. Ein sehr würdiger Herr, dem man ansah, daß er ein böses Gesicht machen konnte. Aber vielleicht rauchte der Herr selbst und es war ihm gerade recht, wenn ein anderer den Anfang machte? Und überdies, dem Wütigen gehört die Welt, dachte Salenau und schon griff er nach seinem Zigaretten, dahin, wo er in schöner Zaffantafel die fählichen Praxistagarten, von viel Schaggen den wirzigen Duft durch Mund und Nase. Ein fähliches Kraut, das sein Tabakhändler da für ihn bereit hielt. Wirklich, ein fähliches Kraut.

Der andere schien das nicht zu finden; denn sonst hätte er nicht mit einem Male so geknaut wie ein Puter, der Atemnot hat und Salenau nicht so wütend angefahren: Mein Herr, wenn ich Sie darauf aufmerksam machen darf: Hier ist Nichtraucher!

Sehr angenehm, sagte Salenau, und rauchte weiter. Der andere bekam einen roten Kopf und wiederholte seine Ermahnung. Ich sage Ihnen, hier ist Nichtraucher! Wenn Sie weiter rauchen, wird Sie das teuer zu leben kommen. Ich bin nämlich Mitglied der Eisenbahnver- waltung.

Dabei zog er eine Karte aus der Tasche und reichte sie Salenau.

Wirklich sehr erfreut, sagte der, und zog von neuem an seiner Praxistag.

Der andere kostete vor Wut, aber im Bewußtsein der Macht lagte er nichts mehr. Dafür bemühte er sich, auf der nächsten Haltestelle den Stationsvorsteher heranzu- rufen. Es war die Station, auf der Salenau sowieso um- steigen mußte, und er war längst auf dem Wege zum an- deren Bahnhof, als sein Mitreisender dem Stations- vorsteher auftrag: Sie müssen sofort den Namen jenes Herrn dort drüben feststellen. Der hat im Nichtraucher- abteil geraucht.

Das darf er nicht, sagte der Beamte, und tief hinter Salenau her. He, Sie, was machen Sie denn für Sachen, rief er ihn an, als er ihn endlich erreichte. Wie heißen Sie denn?

Salenau, der den einen Fuß schon auf dem Trittbrett des Abteils hatte, in das er einsteigen wollte, drehte sich um und reichte dem Beamten die Karte, die er eben von seinem Mitreisenden bekommen hatte.

Entschuldigen schön, Herr Verwaltungsrat, sagte der Beamte, als er einen Blick auf die Karte geworfen hatte, und legte die Hand grühend an die Mühe. Dann wandte er sich wieder dem wirklichen Verwaltungsrat zu, der aus seinem Abteil zu ihm herüberrief: Haben Sie den Namen?

Jawohl, sagte der Beamte, aber da kann man nichts machen. Der Herr ist von der Direktion.

Adolf v. Grolman.

# WETTKAMPF DER Filmkunst

## Venedig rüstet für den Filmkunst-Wettbewerb 1939

Venedig, die Stadt der schönen Künste, rüstet für die größte jährliche Veranstaltung der Welt: den Filmkunst-Wettbewerb 1939, welche auch in diesem Jahre wieder die Vertreter des Filmkunst-Wettbewerbs aller Produktionsländer in ihren Mann ziehen wird. Unbeeinträchtigt vom Kriegsgeschrei der „Friedliebenden Demokraten“, unberührt vom Vandalismus und Bösen in der Welt und unbeeinträchtigt von der profanierenden Antikundmachung einzelner Nationen, einen eigenen Filmkunst-Wettbewerb „unter sich“ anzusetzen und durchzuführen, also nur in Venedig daran, die Vorbereitungen zur Filmkunst-Schau wie in all den Jahren vorher zu treffen. Wie vernünftig das war, beweist die

jüngsten Leistungen der Filmkünstler aller Länder zum Wettbewerb anzuregen, also Filme, in denen bereits die letzten künstlerischen und technischen Erkenntnisse verarbeitet worden waren.

Venedig rückte alljährlich in den Brennpunkt des Interesses der gesamten Filmwelt. Mit großem Kostenaufwand, unter Verwertung modernster technischer Erprobungen, wurde im Jahre 1937 der „Palazzo del Cinema“ als Austragungsort der Filmkunst-Ausstellungen geschaffen, der nicht nur den bisherigen Rahmen verbreiterte, sondern überdies auch dem Eido von Venedig ein völlig neues, architektonisches Gepräge neben den bis 1936 die repräsentativen Filmvorführungen der Weltfilmkunst in dem auf einem großen Freizeid-Filmtheater umgeschalteten Garten des Grand-Hotel Excelsior am Vido Stati, so konzentrierte sich nun das gesellschaftliche Leben während der Filmkunst-Ausstellungen auf den imposanten Filmopalast, der weit vom Meer her schon sichtbar ist und im letzten Jahr im „Casino Municipal“, dem Spiel- und Tanz-Kasino am Meer, einen nicht minder einträglich-schönen Rahmen erhalten hat.

Hierher werden während des Monats August auch in diesem Jahre die Augen der Filmkünstler und Filmbegeisterten aus aller Welt gerichtet sein, von hier aus werden wieder Erkenntnisse und Anregungen in kultureller, künstlerischer und technischer Hinsicht in die Welt des Films hinausgehen. War in jedem Jahre Deutschland an den Filmkunst-Ausstellungen maßgebend beteiligt, so wird

das deutsche Filmchaffen auch diesmal die reichsten Erzeugnisse seiner besten der Weltöffentlichkeit darbieten. Zweimal wurde bereits der erste Preis, der „Muffolini-Pokal“, deutschen Schülern ausbezogen, 1936 Luis Trenker für seinen „Kaiser von Kalifornien“, 1938 Kurt Neuenhahn für ihren Olympia-Film. Beide Künstler hatten sich in den Jahren vorher bereits Pokale verdient und damit bewiesen, daß ihre Leistungen groß genug waren, stets aus Neude die Welt zu begeistern.

In diesem Jahre werden neben den anerkannt ausgezeichneten Spitzenleistungen des deutschen Kulturfilmchaffens auch wieder sechs große Spielfilme das deutsche Filmchaffen vertreten. Es sind, wie schon kurz gemeldet wurde, sechs ganz verschiedenartige Werke ausgewählt worden, um einen wirklichen Durchbruch durch die Ereignisreihe der deutschen Filmkunst zu geben. Der großangelegte biographische Film „Robert Koch“ mit Emil Jannings wird begleitet von dem fast musikalisch unterbauten Jungs-Comedy-Film „Es war ein tauschende Ballnacht“ (Regie Carl Froelich) und dem heiteren Münchner Milieu-Film „Fasching“. Daneben bringen wir drei ausgeprägte Erfolgsfilme des vergangenen Spieljahres, wie „Der Gouverneur“ mit Willi Birgel und Brigitte Hornen, „Guter Lügen“ als ersten Regieversuch von Heinz Nühmann und den gewöhnlichen Karl-Heiter-Film „Pour le mérite“.

Es wäre müßig, vor Beginn eines derartigen Wettbewerbes schon Mutmaßungen über Wert und Erfolg jener Filme anzustellen, deren Wirkung doch erst die Vorführung selbst zeigen wird. Wichtig ist nur, daß jede Nation objektiv genau ist, selbst zu prüfen, welche Filme ihrer Produktion erfolgreich die Konkurrenz der Spitzenleistungen aus anderen Ländern bestehen können. Der Internationale Filmkunst-Wettbewerb von Venedig steht im Dienste der Entwicklung



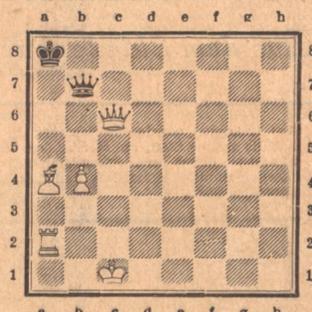
„Fasching“ heißt die lustige Filmkomödie, die als Vertreterin der leichten deutschen Filmkunst nach Venedig zur Weltfilm-Ausstellung geht. Unser Bild zeigt eine Szene mit der Hauptdarstellerin Lotte Lang. Aufnahme: Bavaria

und strebt die Hebung des künstlerischen, kulturellen und ethischen Niveaus des Films an. Damit läuft die Ausrichtung parallel mit den Bestrebungen der deutschen Filmführung. Nur der innerlich anständige, saubere Film vermag sich in der Welt durchzusetzen und mag so seine Sendung als kulturelles Hindemittel zwischen den Völkern erfüllen. B.

# Schach

Leitung: Badischer Schachverband  
Tino Weißinger, Durlach, Poststr. 7.  
Seite 82 6. August 1939

Aufgabe Nr. 31 von H. B. Bronsgebin  
N. London News 1901

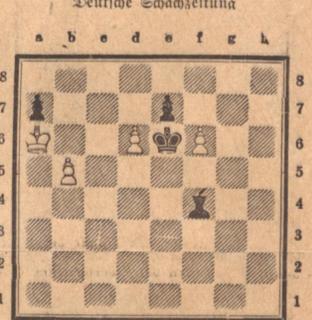


Matt in 3 Zügen  
Ein schönes klassisches Problem.  
Weiß: Kc1, Dc6, Td2, La4, Bb4, (5)  
Schwarz: Kd8, Dd7, (2)

## Ein lehrreiches Endspiel

Jeder Schachspieler weiß, daß es manchmal sehr schwer ist, vorgerückte Bauern aufzufahren. So können vorgerückte Bauern die Entscheidungen herbeiführen, selbst wenn der Gegner an Material überlegen ist. Das folgende Endspiel zeigt dies in feiner Weise.

Endspiel von L. Solich  
Deutsche Schachzeitung



Weiß zieht und gewinnt  
1. f6-f7! Kc6-f7 2. b5-b6! (Nicht b6-b7 wegen 2... c7-c8. K:a7 Kc6!) 2... a7-b6 3. b6-b7 f4-c7 4. Kd6-b7 Kc7-b8 5. Kc7-c8 und gewinnt. Falls aber Schwarz im 1. Zuge 1... c6-c7 zieht, so folgt 2. Kd6-a7 c7-b6 3. b5-b6 und ein Bauer kommt durch.

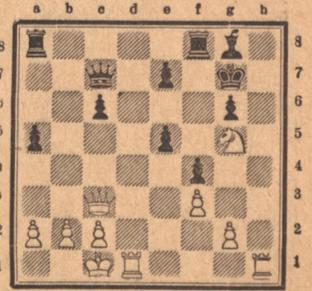
## Mattangriff mit Opferwendungen

In der folgenden Partie, die bei dem Reichsbahntreffen in Großhain gespielt wurde, verschuldet Schwarz einige Tempoverluste, die von Weiß in elegantem Ansturm zur Mattführung ausgenutzt werden.

Spannend  
Weiß: Fleischmann (Weiden, Dinarf)  
Schwarz: Maas (Saarbrücken)

1. e2-e4 e7-c5
2. Sa1-f3 Sg8-c6
3. d2-d4 c5:d4
4. Sg1-d4 a7-a6
5. Sd1-c3 f8-a7
6. Kc1-c2 d7-b6
7. Kf1-e2 Sg8-f6
8. Td1-d2 0-0
9. 0-0-0 a7-a5
10. f2-f4! Sf6-a4
11. Kc2-a4 Kc8-a4
12. f2-f3 Kd4-b7
13. Sd4:c6 b7:c6
14. Kd4-b6 Kd7-c6?
15. b4-b5! f7-f5
16. b5-a6 b7-a6
17. Kd6-a7 Kd8-a7
18. e4-e5! f5-f4
19. Sg3-e4! d6-e5
20. Dd2-c3 Dd8-c7
21. Sd4-a5 Kc6-a8.

Stellung nach dem 21. Zuge von Schwarz:



22. Td1-b7+!! Der Turm darf wegen Damenverlust nicht geschlagen werden.
- 22... Kd7-f8
23. Td1-b6+! Dc7:d6
24. Sg5-e4+ Kf6-c6
25. Sd4:b6 Kg8-f7
26. Sd6-e4 Kf7-g8
27. Dc3:c6+ Kd6-f5
28. Dc6-b7+ e7-e6
29. Dd7-c7
- Schwarz nicht auf, da das Matt nicht zu decken ist.

# Zum LACHEN und RATEN

## So entstand der Robert-Koch-Film

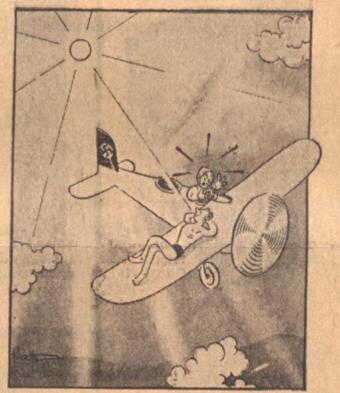
Ein interessantes Werkphoto aus dem in Venedig zur Uraufführung gelangenden deutschen Spitzenfilms „Robert Koch“. Werner Krauß, in der Maske des berühmten Arztes Virchow, wird von seinem großen Partner Emil Jannings, der den „Robert Koch“ spielt, begutachtet. Presse-Hoffmann

Zufolge, daß wiederum die meisten Filmproduktionsländer Europas und der Welt ihre Teilnahme zugesagt haben und mit Spitzenfilmen am Wettbewerb teilnehmen sind. Schon hieraus ist zu erkennen, welche Bedeutung die alljährliche venezianische Filmkunst-Ausstellung in der Weltöffentlichkeit und insbesondere in den Kreisen des Filmwesens erlangt hat und wie wenig sie aus dem internationalen Filmleben wegzudenken ist.

Diese Verantwortungen ist allein schon aus der Tradition jener Stadt zu erklären, in deren Mauern sie stattfindet und deren Wohl von jedem Kunstbegeisterten beehrt werden mußte.

Die „I. Internationale Filmkunst-Ausstellung - Venedig“ im Jahre 1932, die noch im Rahmen der zweijährigen („Biennale“) Kunst-Ausstellungen stattfand, zeigte bereits, welchen Wert diese Förderung der internationalen Filmkunst im Laufe der Entwicklung haben würde, wenn sie konsequent durchgeführt wird und wenn jedes beteiligte Land mit dem besten Willen kam, sie ernsthaft zu unterstützen. Damals bereits, 1932, war es ein Werk des Altmeisters der deutschen Filmkunst, des heutigen Präsidenten der Reichsfilmkammer, Prof. Carl Froelich, das die Filmwelt aufhorchen ließ: „Mädchen in Uniform“ und auch zwei Jahre später, auf der „II. Internationalen Filmkunst-Ausstellung“ trat Prof. Froelich mit einem künstlerischen Werk „Reifend e. Junge“ in den Vordergrund und stündete mit dieser Leistung an, auf welcher reinen, neuen Linie die Filmkunst im nun geschaffenen neuen Reich sich weiterformen wird. Der Erfolg der zweiten Filmkunst-Schau im Rahmen der Biennale 1934 veranlaßte den Präsidenten der Kunstbiennale, Graf Volpi di Misurata, die Filmkunst-Ausstellung abzuändern und von nun an jährlich einen internationalen Filmkünstlerischen Wettbewerb durchzuführen.

Diese Vereinbarungen hatte vor allem den deutlich sichtbaren Vorteil, daß stets die



Höhen Sonne  
„Zum letztenmal, Karl: wenn du dich jetzt nicht anseht und mir Platz machst, flieg ich nen Looping.“  
(Zeichnung von R. A. Knuth)

Frommer Wunsch  
Ehemann: Ich wünschte, ich hätte deine Zunge!  
Schwiegermutter: Das glaube ich! Damit du mir gewachsen wärst!  
Ehemann: Nein! Damit ich sie jederzeit festhalten könnte, wenn es mir paßt.  
Antworters

Vagabunden im Verhör  
Gendarm: Wo wohnen Sie?  
Das poliose Individuum: Ich wohne gar nicht.  
Gendarm (zum anderen): Und Sie?  
Vagabund: Ich wohne ihm gegenüber.  
Gardes Westly

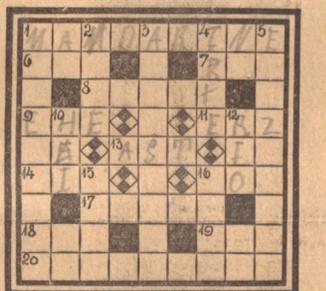
„Als ich gestern beim Zahnarzt war, erlebte ich eine große Freude!“  
„Nun, beim Zahnarzt Freude?“  
„Ja, als ich reinkam, sah der Arzt auf dem Stuhl, und der Assistent war ihm einen Zahn.“  
„Indianapolis News“

„Siebling, ich muß dir leider eine unangenehme Mitteilung machen, sagte der Dreifachfarbige Wollschmaler zu seiner verwöhnten Frau, „der heutige Kurzsturz hat mich zu einem armen Manne gemacht.“  
„O Sweetheart, das macht gar nichts“, flüsterte die hübsche, elegante Frau, „meine Liebe ist so stark, daß sie auch die Trennung von dir überwinden wird.“  
„Louisville Times“



Durchs Tauchermikroskop  
erläuscht  
„Seht, da ist ja der Knochen wieder, an dem ich mir gestern fast die ganzen Zähne ausgehauen habe!“  
(Zeichnung von E. Siegl)

## Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. Südküste, 6. Nebenfluß der Wolga, 7. Schicksal, 8. berühmter deutscher Bildhauer des 19. Jahrhunderts, 9. Bund, 11. Hüttenprodukt, 13. Baumteil, 14. Tonstufe, 16. imposantes Bauwerk, 17. weiblicher Vorname, 18. Stadt in Finnland, 19. achtschneidige Währungsart für „Compagnie“, 20. Handwerker.

Senkrecht: 1. eine bei den Damen sehr beliebte Veranstaltung, 2. Teil des Rades, 3. Stadt in Venezuela und danach benannter Vögel, 4. weiblicher Vorname, 5. Teil der Wohnung, 10. großer Fisch, 12. südamerikanische Hauptstadt, 15. Schimmelpilz, 16. Teil des Danjes.

## Sprichwort in Zahlen

- 3 6 4 - 10 8 7 7 4 - 2 9 6 7 5 11 -  
4 10 - 17 - 3 4 7 - 11 1 5 Sprichwort.
- |    |             |                     |
|----|-------------|---------------------|
| 1  | 10 6 4 7    | Teil der Erde       |
| 2  | 8 9 7 4 8   | Zandinsel           |
| 3  | 4 5 4 7     | Säule               |
| 4  | 4 6 10 4 7  | Metall              |
| 5  | 9 4 6 10    | Mier                |
| 6  | 6 9 4 7 4   | Vorname             |
| 7  | 7 8 11 4    | Reichen             |
| 8  | 10 11 4 9 7 | Reit                |
| 9  | 9 8 10 4    | Blume               |
| 10 | 4 6 7 4     | Reich in Frankreich |
| 11 | 1 7 11 4    | Verwandte           |

## Silben-Kette



In die einzelnen Felder der Figur sind Silben derart einzusetzen, daß jede Silbe aus gleich Anfangs- und Endsilbe eines Wortes ist. Es bedeuten: 1-2 bekannte Stadt aus dem deutsch dänischen Kriege, 2-3 weiblicher Vorname, 3-4 Verpackung, 4-5 Vogel, 5-6 hauswirtschaftliches Gerät, 6-7 landwirtschaftliches Gerät, 7-8 hohe Körpergröße, 8-9 Schlang, 9-10 fester Zeitpunkt, 10-11 Kräutler, 11-12 Rind, 12-13 Farbe, 13-14 Reimträger, 14-15 weiblicher Vorname, 15-16 Schreibfläche, 16-17 Steinmassiv, 17-18 Alpenflur, 18-19 Fluß in Rußland, 19-20 Handelsgut, 21-1 spanische Münze.

## Wer hat richtig erraten?

- Silbenrätsel, 1. Bieten, 2. Urne, 3. Marthorobach, 4. Saft, 5. Angestellte, 6. Erdteil, 7. Nezer, 8. Gerante, 9. erpöht, 10. Nonat, 11. Uplata, 12. Ratter, 13. Domanne, 14. Zehnpfennig, 15. Ungarn, 16. Malern, 17. Formosa, 18. Neuchâtel, 19. Engel, 20. Jodel, 21. Erano, 22. Notaratsmusik, - Zum Schließen sind zum Freien soll man nie Rat verlieren.
- Bilderrätsel, Mit Worten besetzt man keine Schulden  
Kopfreisrätsel, Bedenken ist noch nicht verloren.

# BRIEFMARKEN-ECHE

## Altes und Neues aus dem Reich der Briefmarke

Die Feldpost wird im Kriege zur Förderung der Postfachen des Feldheeres eingesetzt, Porto wird für die einfache Karte und gewöhnliche Briefe nicht erhoben. Es gibt leider sehr viel schicksalhafte Briefe dieser Art. Interessant ist es jedoch zu wissen, daß der in vielen Dingen „Große“ Alexander bereits 300 Jahre vor unserer Zeitrechnung eine ausgezeichnete Feldpost eingerichtet hatte. Aus Preußen datiert die älteste Feldpostdienst-Anstalt vom 25. April 1716. Für Frankreich wird die älteste Feldpost vom Jahre 1672 erwähnt, während die Niederlande die erste Feldpost 1746 bei Breda errichteten. Die österreichische Feldpost ist seit 1795 bekannt. Der Poststempel in jeder Form, also auch der Feldpoststempel, gewinnt als historisches Dokument immer größere Bedeutung. Als älteste Feldpoststempel kann man die handgeschriebliche Beschriftung auf französischen Feldpostbriefen aus dem Jahre 1672 anrechnen. Sie lautet: „A l'armée de Mons. le prince.“ Der älteste Handstempel kennt man 1706 aus dem Rheinfeldzug.

Die Pariser Ballonpost beförderte vom 18. September 1870 bis 28. Januar 1871 Briefe und Zeitungen, die letzteren wurden auf extra dünnem Papier gedruckt, da die Sendungen nicht über 4 Gramm wiegen durften. Im ganzen wurden 68 Ballone zur Briefbeförderung verwendet. Auch hier gibt es sehr interessante Stempel. Unter Paris besaß Mes in Jahre 1870 gleichfalls eine Ballonpost, desgleichen Braemuel, als es damals eingeschlossen war im Jahre 1914/15. In München wurden im Jahre 1898 Briefe durch Ballons befördert (Münchener Nachrichten-Ausstellung).

Käsepost, eine für die Sammler fast unbekannte Einrichtung wurde im Jahre 1879 in Belgien veruchsweise zur Beförderung von Briefen durchgeführt. Aus Västich wurden 37 Käse wohlverwahrt in Säcken eine bedeutende Strecke in das Land hinein verfrachtet und um 2 Uhr nachmittags freigelassen. Um 6 Uhr 48 Minuten des gleichen Tages traf die erste Käse wieder zu Kaufe ein, die anderen Tiere folgten in Abständen. Nach 24 Stunden waren alle 37 Tiere wieder in Västich angelangt. Die Entfernung betrug über 80 Kilometer.

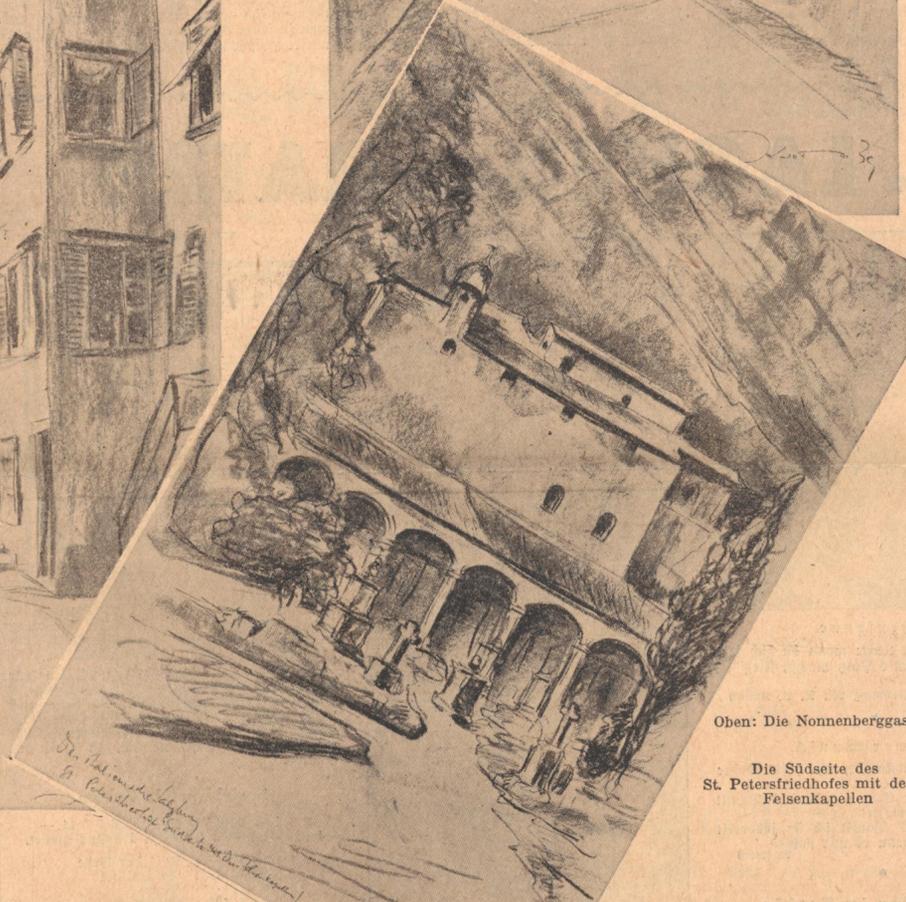
# Das italienische SALZBURG

Aus dem Skizzenbuch von Werner Knoth

Am 1. August wurden in Salzburg die Festsiele eröffnet. Tausende von Fremden hat die schöne Stadt am Rande der hohen Berge aufgenommen. Immer wieder nimmt sie durch ihren schon südländischen Zauber gefangen, der an die italienischen Städte erinnert, so daß man mit Recht von dem italienischen Salzburg sprechen kann.



Das Badergäßchen



Oben: Die Nonnenberggasse

Die Südseite des St. Petersfriedhofes mit den Felsenkapellen



Blick vom Mönchsberg auf Salzburg

(Nach einem alten Stich)

## Tell-Spiel in Oetigheim



Tell: „Bedürft ihr meiner zu bestimmter Tat, dann ruft den Tell, es soll an mir nicht fehlen.“



Der Hut auf der Stange



„Ich will dein Leben nicht, ich will den Schuß“



„Das war Tells Geschoß“

Aufn.: Volksschauspiel Oetigheim (2), Kühn (2)